

Einführung

Amateur*innen, Selbstwirksamkeit und Überraschungen

»Wenn man etwas wollte, musste man es selbst machen!«

Meine Mutter war schon immer eine Person, die sich einmischt. Sie ist eine Amateurin der Politik. Seit 1995 engagiert sie sich in der Gemeindevertretung des Dorfes, in dem ich aufgewachsen bin. Im Prinzip, seit ich denken kann. Der damalige Bürgermeister hatte sie angesprochen, da sie ihm durch ihr Engagement im Jugendclub und in der Elternvertretung aufgefallen war. Sie zögerte, doch dann scheiterte ein Vorschlag in der Gemeindevertretung, den sie in der Schulkonferenz mit ausgearbeitet hatte. Das Projekt wurde schon abgelehnt, bevor es vorgestellt wurde und als Besucherin ohne Rederecht hatte sie keine Möglichkeit einzugreifen. Da beschloss sie, für die Gemeindevertretung zu kandidieren. Sie tritt seitdem als parteilose Kandidatin in der lokal starken Gruppe der *Freien Wählergemeinschaft* an. Es gab viele Entwicklungen und Vorhaben in der Gemeinde, die meine Mutter mitgetragen hat. Doch auch wenn sie von Entscheidungen nicht überzeugt war, konnte sie die vorangegangenen Debatten nachvollziehen und hinter den Beschlüssen stehen.

Bis 2019. In der Gemeindevertretung war es ungemütlich geworden. Der langjährige Bürgermeister war zuvor verstorben und gegen seinen Nachfolger wurde – nicht zuletzt homophob – intrigiert. Meine Mutter stand inhaltlich oft an seiner Seite und somit auch im Fokus dieser Attacken. Sie spürte den Stress und brauchte ihre Kraft für private Themen. Sie trat nicht wieder zur Wahl an, blieb aber als sogenannte *sachkundige Einwohnerin* in einem Ausschuss, um weiter die Projekte zu unterstützen, die ihr wichtig waren. Ganz zurückziehen wollte sie sich dann doch nicht. Und 2024 erfolgte ihr Rückzug vom Rückzug. Insbesondere im Osten Deutschlands stiegen die Umfragewerte der rechtsextremen AfD. Anfang des Jahres fanden in vielen kleineren Städten Demonstrationen statt und im Juni standen die nächsten Kommunalwahlen an. Meine Mutter beschloss, sich noch einmal aufstellen zu lassen, um den Rechtsradikalen einen Platz wegzunehmen.

Wenn ich mit ihr über die Projekte spreche, für die sie sich einsetzt, dann spüre ich die Energie, die sie in diese Arbeit steckt, aber auch zurückbekommt. Ihr ist es wichtig, dass es sozial gerecht zugeht, insbesondere für behinderte Menschen,

mit denen sie beruflich immer viel zu tun hatte. Es treibt sie an, »dass man auch was erreichen kann!« Die Begründung für ihre Reaktion auf das Erstarken der AfD ist in ihrer Beteiligungsbiografie zu finden. Sie hat über Jahre hinweg erfahren können, dass sie in der Lokalpolitik etwas bewirken kann. Im Moment der erstarkenden Rechten hat sie überlegt, was sie selbst tun kann und wo sie sich am wirksamsten fühlt. Die Demonstrationen hatten sie motiviert, es noch einmal zu versuchen, auch wenn es vorher anstrengend war. Sie hat sich in dieser Arbeit immer auch als stellvertretend für andere verstanden. Diese Menschen hätte sie sonst ohne Stimme im Stich gelassen.

Und im Gespräch mit meiner Mutter ist mir eine Sache aufgefallen, die ich auch in der Arbeit für dieses Buch immer wieder wahrgenommen habe: die Beteiligungsbiografie meiner Mutter hat nicht mit der politischen Wende 1989/90 angefangen. Sie war 28 Jahre alt, als die Mauer fiel und hat die DDR in Teilen als Mitmachgesellschaft erlebt. Während es auf politischer Ebene nichts mitzureden gab, konnte sie im Kleinen durchaus mitwirken. »Wenn man etwas wollte, musste man es selbst machen!« Dieses partizipative Prinzip im Kleinen und Lokalen war Teil des autoritären Staates und vielleicht ein Grund dafür, dass viele Menschen sich nach dem Zerfall der DDR an einen besonderen Zusammenhalt erinnern.

→ Die vertikale Resonanzachse, S. 222

Im Machen der Welt zugewandt

Der Begriff Amateur*in¹ wird häufig eher abwertend für eine Person verwendet, die etwas nicht richtig, nicht professionell kann. Also im Gegensatz zu Profis, die ihr Handwerk beherrschen. Doch für mich ist Amateur*in sehr wertschätzend. Im besten Sinne ist es eine Liebhaber*in, angetrieben von ihrer Leidenschaft. Und darum geht es in diesem Buch: um die Liebhaberei und wie wichtig sie für unsere Gesellschaft ist. Für diesen positiven Begriff der Amateur*in beziehe ich mich auf Antoine Hennion, einen französischen Soziologen. Er forscht über Amateur*innen des Musikhörens, des Weintrinkens und des Drogenkonsums, wobei er eigentlich keine klare Definition von Amateur*innen anbietet. Hennion beschreibt Amateur*innen anhand dessen, was sie tun: *Schmecken*. Wer nur nebenbei ein Glas trinkt, ist noch keine Amateur*in, sondern erst, wer sich dem Geschmackserlebnis gegenüber öffnet.

1 Ich habe in diesem Buch eine vereinfachte Variante des Genders verwendet, um den Lesefluss zu fördern. Substantive habe ich mit Sternchen als geschlechtsneutral markiert. Artikel und Personalpronomen sind im generischen Femininum formuliert. Dieses Modell hat im Detail sprachliche Unschärfen und grammatische Grauzonen. Es ist ein Experiment.

If one drinks a glass casually while thinking about something else, one is not an amateur. Beautiful things only give themselves to those who give themselves to them. (Hennion 2005: 4)

Das Schmecken steht für Amateurpraktiken als Ganzes. Ich muss zugeben, dass das Wort im Kontext dieses Buches immer etwas irritierend bleibt. Schmecken heißt zunächst essen *und* den Geschmack wahrnehmen. Bei Hennion wird *Schmecken* jedoch weiter gefasst und meint das *Machen* gepaart mit dem aktiven *Wahrnehmen und Reflektieren*. Er grenzt das aktive Schmecken der Amateur*innen vom passiven Geschmack ab, den er bei den Soziolog*innen um Pierre Bourdieu findet (Hennion 2005: 4). Schmecken ist eine aktive und vor allem *reflexive* Tätigkeit. Wer etwas nicht einfach nur tut, sondern diese Tätigkeit aktiv und selbst-reflektiert ausübt, ist eine Amateur*in. Hennion sieht den Begriff gar nicht im Gegensatz zum professionellen Handeln, sondern vielmehr können auch Profis Amateur*innen sein, wenn sie ihre Arbeit leidenschaftlich ausüben.

An der Geschichte meiner Mutter sieht man, dass zum Schmecken auch bittere, saure und eklige Geschmackserlebnisse gehören. Sie handelt von Momenten, in denen es sich trotz aller Widerstände gelohnt hat, sich zu beteiligen, weil etwas erreicht wurde. Amateur*in zu sein, ist immer sehr individuell und die Gründe für das Engagement sind tief in der eigenen Biografie verankert. Dabei sind Amateur*innen überall. Im Sportverein, bei den Tafeln, in der Feuerwehr oder bei den Lesepat*innen. Alle ehrenamtlichen Tätigkeiten funktionieren nur, wenn sich Menschen dort mit ihren Leidenschaften wiederfinden und mit allen Sinnen wahrnehmen und reflektieren, was um sie herum passiert. Das gilt nicht zuletzt für die Basis der Demokratie. Wahlen werden von Wahlhelfer*innen durchgeführt, die Parteien von ihren Mitgliedern getragen und die Gemeindevertretung besteht aus ehrenamtlichen Vertreter*innen. Doch auch der Protest auf der Straße oder die Gründung einer Bürger*inneninitiative ist leidenschaftliches Engagement für die Gesellschaft. Mittlerweile basiert sogar ein großer Teil unserer Informationsbeschaffung und Kommunikation auf Netzwerken von Amateur*innen. Auf Social Media kursieren Inhalte, die nicht von professionellen Autor*innen, Journalist*innen oder Redaktionen erstellt wurden, selbst die Fernsehnachrichten berichten von Tweets. Schon 2007 hat Andrew Keen diesen medialen *Cult of the Amateur* kritisch betrachtet (Keen 2007). In den fast 20 Jahren seit seinem Buch ist die Menge an Inhalten im Internet, die von Amateur*innen erstellt wurden, unüberschaubar explodiert.

All diese Arbeit braucht Zeit und Ressourcen. Deutschland ist eine freizeitliche und individualisierte Gesellschaft (Stiftung für Zukunftsfragen 2025). Das bedeutet nicht, dass alle Menschen gleich viel Freizeit haben. Viele Menschen haben keineswegs das Gefühl frei über ihre Zeit zu verfügen. Care-Arbeit, Lohnarbeit und Beziehungsarbeit fordern all ihre Energie. Dennoch kann ein großer

Teil der Menschen in der sogenannten westlichen Welt frei über ein mehr oder weniger großes Zeitkontingent verfügen.² Viele Menschen nutzen diese Zeit für Entspannung oder Konsum, wie aus dem Freizeitmonitor für Deutschland hervorgeht (Stiftung für Zukunftsfragen 2025). Doch es gibt eine Vielzahl von Menschen, die sich engagieren, etwas (auf-)bauen, sich kümmern oder einmischen. Sie verwenden ihre Zeit nicht einmal besonders effizient. Anne Honer hat bei drei Heimwerkern beobachten können, dass sich die Wahrnehmung der Zeit im Schrauben und Basteln umkehrte. Es ging dann nicht unbedingt darum, dass etwas fertig wird, sondern darum, möglichst viel Zeit für die Tätigkeit an sich zu haben (Honer 1993: 189f).

Schmecken und Resonanz

Manche Tätigkeiten mögen eine drängendere Notwendigkeit haben, aber das Reflexive der Amateur*innen ist immer freiwillig und nicht erzwingbar. Ob sie über ihr Tun nachdenken und darin einen Sinn suchen, steht ihnen frei. Es mag hoch gegriffen klingen, aber in der reflexiven Praxis der Amateur*innen – dem *Schmecken* ihrer Umgebung – verorten sie sich als Individuen in der Welt. Im Machen wird die Welt um uns herum spürbar. Wir adressieren unser Umfeld und schauen, ob es reagiert. Darin liegt eine elementare Verdrahtung jedes Individuums mit der Welt an sich. Hennion formuliert, dass wir im Schmecken unsere Zugehörigkeit zur Welt verhandeln:

[...] taste is first and foremost a problematical modality of attachment to the world. (Hennion 2005: 1)

Der hier verwendete Begriff vom Schmecken ist eng verwandt mit der *Resonanz* bei Hartmut Rosa. Rosa beschreibt Resonanz als wechselseitige Antwortbeziehung zwischen Menschen sowie zwischen Menschen und Dingen oder der Welt an sich. Dabei nennt er seine Resonanztheorie eine »Soziologie der Weltbeziehung« (Rosa 2019). Je näher ich Hennion und Rosa zusammen betrachte, desto klarer wird mir ihre Verwandtschaft. Hennion bietet das praxistheoretische Werkzeug, um resonante Praktiken zu analysieren. Die Welt zu *schmecken* heißt, sie aktiv zu fühlen, zu sehen, zu riechen, auf eine körperlich passionierte Art und Weise. Und in diesem aktiven und reflexiven Machen wenden wir uns der Welt zu.

2 Über eine andere Gesellschaft als das mir vertraute Westeuropa kann ich hier nicht sprechen. Ich kann nur vermuten, dass individuell verfügbare Zeit für die Lebenswelt vieler Menschen auf der Welt, insbesondere im globalen Süden, einen grundsätzlichen Unterschied zur Lebenswelt der westlichen Gesellschaften darstellt. Das ist sicherlich eine Schwäche dieses Buches.

→ Was dieser Text nicht (gut) kann, S. 28

Rosa hebt vier Merkmale von Resonanzbeziehungen hervor: (1) Man muss sich berühren lassen und (2) selbst berühren. (3) Es findet eine Transformation statt und (4) Resonanz kann man nicht erzwingen, sie ist unverfügbar (Rosa 2017). Wenn ich Hennion und Rosa übereinanderlege, erscheinen mir drei Aspekte bei beiden zentral: Kollektivität, Transformation und Unverfügbarkeit. Die Offenheit für Andere und das Spüren der eigenen Selbstwirksamkeit bei Rosa finden notwendigerweise im Kollektiv statt. In der steten aktiven Auseinandersetzung mit der eigenen Praxis, wirkt das Schmecken immer auch transformativ. Und die Unverfügbarkeit, die Rosa intensiv verhandelt hat (Rosa 2020b), findet sich bei Hennion, wenn er über die *sur-prise* schreibt (Hennion 2015).

Kollektiv

Meine Mutter sagt, sie macht die Arbeit in der Gemeindevertretung auch, weil sie etwas zurückbekommt. Es freut sie, wenn Bürger*innen mit ihren Anliegen auf sie zukommen, damit sie sie in die Gemeindevertretung mitnehmen kann. Die Zustimmung im Dorf für abgeschlossene Projekte nimmt sie als Anerkennung wahr. Der Fokus ihres Engagements liegt auf der Jugend- und Senior*innenarbeit. Da die Wiedereröffnung des Jugendclubs, für die sie mehrere Jahre kämpfte, an finanziellen Mitteln scheiterte, setzte sie sich für die Anstellung einer Streetworker*in ein. Seit über zwei Jahrzehnten organisiert sie die Senior*innenweihnachtsfeier mit, bei der sie die Besucher*innen persönlich bewirtet und sich mit ihnen unterhält. Aber es gibt auch negative Rückmeldungen. Auf der Straße wurde sie verbal angegriffen, weil sie für die Realisierung eines betreuten Wohnens in der Gemeinde arbeitet, das in der Nachbar*innenschaft umstritten ist.

Für Hennion ist das Kollektiv ein entscheidendes Element jedes Schmeckens. Ohne den Austausch mit anderen gäbe es kein Schmecken, denn es besteht als relationale Tätigkeit nur im Verhältnis zu anderen. Aus sich selbst heraus weiß niemand, wie man gute Dinge schätzt oder was einem gefällt.

There is no taste as long as one is alone, facing objects; no amateur knows from the outset how to appreciate good things, or simply what she/he likes. Taste starts with the comparison with others' tastes. (Hennion 2005: 5)

Wir lernen unsere Beziehung zur Welt von anderen und wir lehren wiederum andere, was es für uns bedeutet Teil einer Gesellschaft zu sein. Somit ist jede Handlung, auch wenn sie zunächst allein stattfindet, immer sozial eingebettet. In der Weiterentwicklung seiner Überlegungen hat sich Hartmut Rosa nicht zufällig der Erforschung der *sozialen Energie* zugewandt (Rosa 2024). Es lässt sich aufzeigen, dass wir Energie gewinnen können, wenn wir in kollektives Handeln investieren, sei es ein gemeinsamer Abend in der Kneipe oder ein produktives Vereinstreffen

nach einem stressigen Tag. Interessant sind dazu auch die Ausführungen Richard Sennetts zur Zusammenarbeit. Er schreibt, dass wir nicht mit jeder Person befreundet sein müssen, damit durch Kooperationen stabile und belastbare soziale Verbindungen entstehen (Sennett 2018: 320ff). Dabei sind wir abhängig von resonanten Beziehungen. Fehlen sie, drohen Burnout oder Einsamkeit, Symptome einer Entfremdung von der Welt (Rosa 2019: 316).

Transformation

Amateur*innen sind qua Definition aktiv. Hennion fokussiert seine Studien zwar auf konsumierende Praktiken, aber vordergründig, um aufzuzeigen, dass selbst hier das Schmecken eine *aktive* und *reflexive* Tätigkeit ist. Amateur*innenpraktiken müssen ständig reproduziert werden und sind so in stetem Wandel. Rosa folgend ist Resonanz auch immer Transformation. In Selbstwirksamkeit steckt bereits, dass wir etwas bewirken, also etwas verändern. In Momenten der Resonanz kommt etwas Neues in die Welt.

Trotz der Möglichkeit des (vermeintlichen) Nichts-Tuns³ oder des Konsums, entscheiden sich viele Menschen dazu, ihre Zeit explizit *produktiv* zu nutzen. Eine scharfe Definition von Produktion ist dabei weniger zielführend. Die Produktion der Amateur*innen ist in den seltensten Fällen autark und unabhängig von einer professionellen Produktionssphäre. Dabei geht es mir nicht um die Auflösung von Produktion und Konsum in eine Prosumption, bei der Konsument*innen Tätigkeiten der Wertschöpfungskette übernehmen und dafür auf günstigere Preise hoffen (Toffler 1983). Dieses Phänomen der sogenannten *McDonaldization* zielt nicht auf reflexive und resonante Schmeck-Erlebnisse ab (Ritzer 2013). Hennion sieht Produktion und Konsum viel grundlegender miteinander verwoben. Für ihn ist der Wein ohne Konsument*innen überhaupt kein Wein (Hennion 2005: 9). Erst die passionierten Weinliebhaber*innen machen aus dem gegorenen Traubensaft den beliebten und empfehlenswerten Wein. Heavy Metal wäre ohne die Fankultur ein distinktionsloses Produkt der Musikindustrie (Hennion 2005: 9; Rosa 2023). In diesem Sinne wird auch Demokratie *immer* im Wechselspiel der professionellen Politik mit den Bürger*innen hergestellt. Letztere wirken mit, indem sie sich informieren, sich am Küchentisch aufregen oder sich für Programme begeistern, in denen sie eine Verbesserung für die Gesellschaft erkennen.

Meine Mutter könnte sich um schönere Dinge kümmern, als Debatten in der Gemeindevertretung zu führen. Doch es hat für sie immer wieder Sinn ergeben, sich aktiv einzubringen und die Dinge nicht passiv hinzunehmen. Sie ist der tiefen Überzeugung, dass eine Gesellschaft durch die Teilhabe der Einzelnen zusammenhält und sich verändert. Die Selbstwirksamkeit, die sie spürt, ist für sie die Be-

3 Wirkliches Nichts-Tun ist theoretisch fast unmöglich (Ehn/Löfgren 2013).

stätigung, dass sie damit recht hat. Sie muss mitwirken, um körperlich zu spüren, dass ihre Erzählung von der Welt stimmig ist. Wir sind alle an der Produktion der Welt beteiligt, aber nur Menschen mit einer aktiven Resonanzbeziehung zu ihrem Umfeld haben auch das Gefühl in ihrem Sinne mitzuwirken zu können.

Unverfügbarkeit

Der Begriff Unverfügbarkeit ist nicht leicht zu verstehen. Rosa widmete ihm ein eigenes Buch. Darin gesteht er ein, dass es gar nicht darum geht, dass etwas völlig unverfügbar ist, sondern spricht selbst von *Halbverfügbarkeit* (Rosa 2020b: 48 und 52ff). Der englischen Übersetzung stellt er einen Exkurs zur Suche der richtigen Formulierung im Englischen voran, die letztlich zum Begriff *uncontrollability* geführt hat (Rosa 2020a: VII ff). Sieht man von der poetischen Dimension von *Unverfügbarkeit* ab, so könnte meines Erachtens die Rückübersetzung *Unkontrollierbarkeit* in mancher Hinsicht sogar treffender ausdrücken, was Rosa damit meint. Ihm zufolge ist die Essenz unserer Weltbeziehung, dass wir sie uns nicht verfügbar machen können. Wenn wir das, was wir uns wünschen in einem aggressiven Akt einfach nehmen, dann geht die Resonanz verloren, weil wir dann das andere nicht mehr spüren können. Reicht unsere Selbstwirksamkeit so weit, dass wir alles kontrollieren können, dann wird sie nutzlos, weil wir das Gegenüber dabei unterwerfen und das Antwortverhältnis verstummt.

Bei Hennion ist der Aspekt der Unkontrollierbarkeit weniger offensichtlich. Er versucht sie mit dem Begriff der *sur-prise* zu greifen. Mit *prise* betont er das Festhalten des Moments in dem das Schmecken in seiner aktiven und seiner passiven Dimension stattfindet. Während man sich bewusst für den Geschmack öffnet, gibt man sich gleichzeitig der Wahrnehmung hin; lässt sich also halten.

[...] there is *prise* (meaning »grasp« or »hold« in French), in the dual, active and passive sense of the word, making it perfectly adapted to talk about taste: the hold of the object, refined in the act of grasping, but also, on the amateur's side, the act of holding and allowing oneself to be held, each calling for, and not conflicting with, the other. (Hennion 2015: 50)

Mit *sur* weist er auf ein Extra hin, ein »more than we can ever expect« (Hennion 2015: 50). Wenn wir bewusst schmecken, gibt es immer etwas Neues zu entdecken, aber wir können es nicht fest einplanen. Es kommt, so Hennion, als *surprise* im klassischen Sinne einer Überraschung daher. »The surprise comes from what is being added, above and beyond what is done and expected [...]« (Hennion 2015: 50). Hennion sieht den Ursprung dieser *sur-prise* im Objekt, während Rosa ihn im resonanten Austausch verorten würde. Jedoch machen beide deutlich, dass der Mehrwert unkontrollierbar auftaucht. Und hier liegt in Bezug auf die oben an-

gesprochene Transformation, die Amateur*innen anstreben, ein grundlegendes Paradoxon: der Mehrwert, das Extra, das sie produzieren wollen, ist nicht garantiert. Hennion und Rosa sind sich sogar darin einig, dass genau darin der Reiz liegt. Wir machen etwas, gerade weil wir nicht wissen, ob wir damit Erfolg haben werden. Es geht nicht um etwas, das wir einfach bekommen können, sondern die Welt spüren wir dann, wenn wir uns einer Situation aussetzen und nicht wissen, was dabei herauskommt. Anschaulich wird das vielleicht am Beispiel von Fußballfans. Sie gehen ins Stadion und auch wenn die Rolle der Favorit*innen klar verteilt sein mag, ist der Ausgang des Spiels völlig ungewiss.

In einer Gemeindevertretung wird – wie in jedem politischen Gremium – die Zukunft verhandelt. Es geht also per se um die kollektive Aushandlung von Transformationsprozessen. Hier kommt das Neue in die Welt, aber nicht, weil eine Person entscheidet, sondern weil es aus allen gemeinsam hervorgeht. Ob die ausgehandelten Beschlüsse wie gewünscht wirken oder ob sich die Zukunft anders entwickeln wird, ist nach jeder Sitzung ungewiss. Meine Mutter war stets offen für Entwicklungen und Ideen, die sie erst in der Diskussion kennenlernte. Dann konnte sie ihre Überzeugungen spontan einbringen und am Beschluss in ihrem Sinne mitwirken. Sie musste immer nach außen mit dem Kollektiv und nach innen mit sich selbst in Verhandlung treten. Auch wenn die politische Sphäre nicht so unterhaltsam wie ein Fußballspiel sein mag, ist sie für jede*n, der sich einbringt, stets unverfügbar und unvorhersehbar.

Passionierte Amateur*innen (er)forschen

Die Reihe möglicher Tätigkeiten, die eine *surprise* in Aussicht stellen, ist unvorstellbar lang. Politische Aktivist*innen treten in Parteien ein, werden Wahlhelfer*innen oder protestieren. Aktive Ruheständler*innen bieten Lesehilfe an oder singen im Chor. Musiker*innen verbringen oft Tage in abgedunkelten Proberäumen oder am Rechner mit Produktionssoftware. YouTuber*innen und Influencer*innen mischen sich in der digitalen Welt in Diskurse über alles Erdenkliche ein. Heimwerker*innen bauen Teile der Inneneinrichtung oder ganze Häuser. Passionierte Köch*innen stellen gutes Essen her, das sie dann mit Freund*innen genussvoll verspeisen. Ich könnte wohl endlos fortfahren.⁴ Ebenso vielseitig sind aber auch die Fragen, die mir dazu in den Sinn kommen:

4 Vielen dieser Tätigkeiten widmen sich bereits ethnografische Studien: zum Musik hören (Hennion 2001, 2010), zum Platten sammeln (Bartmański/Woodward 2014), zu Blogger*innen (Keen 2007), zum Heimwerken (Honer 1993; Shove et al. 2007), zum Kochen und zum Essen (Hayes-Conroy/Martin 2010; Voß et al. 2023; Voß/Guggenheim 2019) und viele mehr.

*Geht es den Menschen um eine Flucht vor den Zwängen des Alltags?
Suchen sie gezielt Abwechslung von der Lohnarbeit?
Suchen sie gesellige, abgeschiedene oder angstfreie Räume?
Finden diese Tätigkeiten abseits der Kapital- und Leistungslogik statt?
Handeln sie aus Langeweile, Neugier oder Überdruß?*

Die Amateur*innen sind in all diesen Tätigkeiten immer individuell handelnde Subjekte. Sie leben ihre persönlichen Passionen aus und ihre Aktivitäten beruhen auf subjektiven Entscheidungen. Es sind aber auch Erfahrungen, die sie mitbringen, erlerntes (Körper-)Wissen oder (begrenzte) Ressourcen, auf die sie zurückgreifen können. Allison Hayes-Conroy und Deborah Martin haben die Slow-Food-Bewegung untersucht und plädieren für eine Auflösung des Gegensatzes zwischen Körper und Geist zugunsten einer *viszeralen* Ganzheit aus beiden (Hayes-Conroy/Martin 2010). Die Beteiligungsbiografie meiner Mutter zeigt, dass ihre heutigen Einstellungen und Haltungen nur aus den Erfahrungen heraus zu verstehen sind, die sie über die Jahrzehnte gemacht hat. Während der Körper Erfahrungen und erlerntes Wissen verinnerlicht hat, sind die Gedanken von körperlichen Wahrnehmungen geprägt, sodass eine Trennung von Körper und Geist die gegenseitigen Abhängigkeiten verschleiert.

Es ist unmöglich diese komplexen Verzahnungen von außen zu durchdringen. Wenn wir verstehen wollen, was alles zur jeweiligen Praxis gehört, dann müssen wir uns den Blick der aktiven Praktiker*innen aneignen. In der empirischen Untersuchung von Amateur*innenpraktiken liegt ein Schlüssel zu einem besseren Verständnis der intrinsischen Motivationen. Wir müssen die Menschen selbst befragen, denn nur sie können aus dem Handeln heraus die Frage nach ihrem eigenen Antrieb beantworten. Auch Hennion sieht die Amateur*innen als Ausgangspunkt für die Erforschung des Schmeckens:

The explained becomes the explainer. (Hennion 2005: 3)

Hennion kritisiert, dass zu lange versucht wurde Musik oder guten Wein aus der objektiven Sicht der Profis zu erklären. Immer schon waren dort Konsument*innen, Zuhörer*innen oder Genießer*innen, sprich Amateur*innen involviert, die einen nicht wegzudenkenden Teil kultureller Praktiken darstellen.

What is new is not the public execution of artistic activities by professionals; it is the rise of the amateur, the spectator, the fan, the creation of a »targeted« public that attends precisely for a particular performance. (Hennion 2005: 9)

Die erforderlichen empirischen Untersuchungen in der Breite der vielfältigen Praktiken, die ich oben aufgeführt habe, passen nicht zwischen diese zwei Buch-

deckel. Daher will ich mich hier auf zwei konkrete Fallbeispiele beschränken, die jeweils einen in sich geschlossenen Teil dieses Buches darstellen. Im ersten Teil geht es um die Praxis der Fahrradreparatur – im Folgenden *Fahrradarbeit* genannt – und im zweiten um Praktiken der Bürger*innenbeteiligung – die *Mitmacharbeit*. Zu beiden Feldern wird bereits intensiv debattiert. Die Fahrradarbeit bezieht sich auf die DIY- und Repair-Bewegung. Die konsumorientierte Praxis des Do It Yourself der Nachkriegszeit (Goldstein 1998) wird immer stärker als subversive Konsumkritik gelebt und diskutiert (Ramge/Friebe 2008; Baier et al. 2016; Jaeger-Erben/Hielscher 2022). Die Mitmacharbeit knüpft neben stadtplanerischen Diskursen zu Partizipation (Bock et al. 2018; Maikämper et al. 2024) auch an Fragen des sozialen Zusammenhaltes im öffentlichen Raum an (Manthe 2024). Aus diesen Fallbeispielen können Rückschlüsse und Querverweise zu anderen Passionen gezogen werden. Meine Arbeit ist offen für die Verbindungen und Parallelen zu anderen Feldern gedacht. Ich hoffe, dass die Leser*innen selbst auf Parallelen und Bezüge aus ihrer eigenen Erfahrung stoßen.

Die Wahl auf diese beiden Felder fiel nicht zufällig. Ich war schon vor der Untersuchung mit ihnen vertraut. Ich bin selbst ein engagierter Fahrradschrauber und verstehe mich immer mehr als aktiver Bürger in einer demokratischen Gesellschaft, seit ich zu Partizipation forsche. Mein Interesse für Beteiligung war aber zunächst ein berufliches, da ich unter anderem in einem Planungsbüro für Partizipationsprozesse arbeite. Bei mir verbindet sich also Passion und Profession, Beruf und Berufung, was gar nicht so untypisch ist. Nicht zuletzt sind Wissenschaftler*innen immer auch selbst aktive Subjekte innerhalb ihres Kontextes. Während ich hier meine Passion im Fahrradschrauben verewigt habe, hat Hartmut Rosa 2023 ein Buch über seine Leidenschaft zum Heavy Metal herausgebracht. Es überrascht angesichts der Parallelen zwischen Hennion und Rosa nicht, das Rosa ein Buch geschrieben hat, in dem er sich so intensiv mit Musik-Amateur*innen beschäftigt, dass es auch Hennion gefallen müsste.

[...] es gibt eine entscheidende Differenz zwischen dem Weltzugang über Auge und Kopf, den das Buch und der Film bedienen, und der unmittelbaren Teilhabe an der Welt, die über das Ohr und den ganzen Körper erfolgt. (Rosa 2023: 13)

Diese sinnliche Wahrnehmung des schmeckenden Körpers ist notwendigerweise individuell. Und so ist auch meine Forschung eine reflexive Suche eines passionierten Amateurs. In Anlehnung an Bruno Latour wäre ich versucht zu sagen: *Wir sind nie professionell gewesen.*

Aufbau des Buches: eine Erkenntnisreise

Es ist mir wichtig, nachvollziehbar darzustellen, wie dieses Buch entstanden ist. Es war keine lineare Wissenssammlung auf dem Weg zu Antworten, sondern eine Reise mit immer neuen Fragen und Extraschleifen. Mein Vorgehen steht in der Tradition der *Grounded Theory*, die Barney Glaser und Anselm Strauss 1967 begründet haben (Strübing 2014). Jörg Strübing nennt *Grounded Theory* einen Forschungsstil und nicht – wie häufiger in der Sekundärliteratur – Methode oder Methodologie. Grundlegend ist dabei die Offenheit für die Erkenntnisse, die aus der Empirie hervorgehen. Die Forscher*in fängt also nicht mit einer Theorie an, die es zu bestätigen oder zu widerlegen gilt, sondern direkt im Feld. Die *Grounded Theory* ist dabei ein pragmatischer, anwendungsorientierter Forschungsansatz. So können Praktiken verschiedener Art direkt in ihrem jeweiligen Kontext erforscht werden (Strübing 2014: 460). Von Beginn standen die Akteur*innen im Mittelpunkt meiner Untersuchung. Das gilt sowohl für ihre individuellen Handlungen selbst als auch für ihre eigene Perspektive auf ihre Tätigkeiten. Der Forscher*in kommt dabei eine besondere Verantwortung zu, denn *Grounded Theory* erfordert Selbstreflexion in der Erhebung und Kreativität in der Analyse. Hennion fordert von Forschenden eine Reflexivität, die den Praktiken der Amateur*innen entspricht (Hennion 2005: 4). Wir müssen unsere Forschung also selbst als reflexive und passionierte Tätigkeit verstehen und bei der Untersuchung immer offen für Neues sein. Die Erläuterung dieses Forschungsprozesses ist wichtig, da die Ergebnisse nur nachvollziehbar sind, wenn auch das Vorgehen dokumentiert wurde (Strübing 2014: 471). Mein Ton ist dabei bewusst sehr persönlich. Damit möchte ich die Individualität meiner Erkenntnisreise betonen und die Leser*innen einladen, diese nachzuempfinden (Stegkemper et al. 2018). Doch das *Ich* steht im Laufe des Buches nicht immer für die gleiche Perspektive. Die Fahrradarbeit habe ich vor acht Jahren geschrieben und der Text der Mitmacharbeit ist, während ich diese Einleitung schreibe, fünf Jahre alt. So ist insbesondere der autoethnografische Bericht als Zeitdokument zu verstehen. Ich habe mich – und nicht zuletzt auch meinen Schreibstil – während der Arbeit an diesem Buch verändert.

Meine Untersuchung habe ich trotz des *Grounded-Theory*-Ansatzes von Beginn an mit der Amateur*innentheorie von Antoine Hennion konzipiert. Das ist durchaus im Sinne der *Grounded Theory*, wenn das Vorwissen, sei es praktischer oder theoretischer Natur, nicht den Erkenntnissen vorgreift, sondern der »Sensibilisierung für generative Fragen« dient (Strübing 2014: 470). Man könnte also sagen, die Amateur*innentheorie war meine Suchmaske. Ich hatte Hennions Texte bereits für eine Analyse von Heimwerker*innen genutzt und einen entscheidenden Vorteil erkannt: ich kann Praktiken mit Hennion auseinandernehmen, analysieren und sezieren, aber sie bleiben ein Ganzes. Die einzelnen Tätigkeiten sind in einem relationalen Verhältnis voneinander abhängig. Dabei können die einzelnen Kompo-

nenten nacheinander betrachtet werden und das Verständnis der Praxis als Ganzes bereichern, statt isoliert zu werden. So stellt die Amateur*innentheorie einen Rahmen dar, der wenig inhaltliches vorwegnimmt. Sie bot mir einen Startpunkt für die Untersuchung der oben beschriebenen, heterogenen Motivationen und Zugänge. Hennion beschreibt die Praktiken von Amateur*innen als relationales Zusammenspiel aus vier Elementen: das Kollektiv, die Rahmenbedingungen, der schmeckende Körper und das geschmeckte Objekt. ^[→ Amateur*in, S.65] Diese Systematik bezeichnet er als *infra*-Theorie, denn sie ermöglicht es, eine minimalistische Sprache für die Konstellationen des Schmeckens zu finden, die hauptsächlich dazu dient, verschiedene Amateur*innentätigkeiten miteinander zu vergleichen ohne eine übergeordnete Theorie zu entwickeln.

In our comparative analysis the four elements just serve as a framework to reveal various aspects of the configurations of spaces equipped and corporated, that the world of taste constitutes. The proposed grid is a minimal language, aimed more at providing *infra*-theory than *supra*- or *meta*-discourse: more at going »down«, closer to actors' categories, than »up«, towards a systematic, external model. Its main purpose is to allow comparisons to be made between various forms of attachment. (Hennion 2005: 8)

Die zwei Teile dieses Buches repräsentieren einen zweistufigen Prozess der Annäherung. Während die Fahrradarbeit der Sensibilisierung und Schärfung der Analysewerkzeuge diente, habe ich meine so verfeinerte Suchmaske für die Mitmacharbeit in das Feld mitgenommen. Dabei folgte ich dem Rat Billy Ehns, der eine empirische Betrachtung an sich selbst empfiehlt, bevor es ins Feld geht (Ehn 2011). In der Fahrradarbeit habe ich mich mittels einer Autoethnografie selbst beforscht und herausgearbeitet, welche Punkte besonders relevant oder vielleicht sensibel sind. Mit diesem Wissen konnte ich in der Mitmacharbeit meine Gesprächspartner*innen entlang der an mir erprobten Check-Liste befragen. Dieses Gerüst auf der Basis der vier Elemente Hennions strukturiert beide Texte. Die Leser*innen können das Thema vermutlich auch ohne dieses Gerüst nachvollziehen, was für mich nicht leicht zu akzeptieren ist. *Mein Hennion* ist mir durchaus ans Herz gewachsen.

Die Fahrradselbstreparatur: eine Praxis, 1000 Doings

Reparaturtätigkeiten durch Amateur*innen haben in den letzten Jahren viel Aufmerksamkeit erhalten. Dabei wird ihnen vielfach ein politisches Potential zugeschrieben. Do it Yourself wird als Selbstermächtigung in einer konsumorientierten Warenwelt betrachtet (Ramge/Friebe 2008) oder sogar als Teil der Welt- und Systemreparatur im Angesicht der ökologischen Krise gesehen (Baier et al. 2016; Jaeger-Erben/Hielscher 2022). Teilweise widersprechen diese Texte meiner eigene



Wahrnehmung, wenn ich mit anderen Schrauber*innen über ihre (teils verzweifelten) Reparaturversuche spreche. In meinem Umfeld wird das Reparieren selten explizit als politische Tat verstanden. Es wird zwar stolz betont, dass etwas nicht weggeworfen werden muss, weil man es erfolgreich reparieren konnte. Oft ist der Grund aber die nervige Notwendigkeit etwas wieder zum Laufen bringen zu müssen, dessen Reparatur im Fachgeschäft unnötig teuer wäre. Ist das schon politisch oder eher nicht? Das Beispiel der Fahrradreparatur ist dabei exemplarisch. Abgesehen von finanziellen Gründen, ist in Deutschland angesichts der Vielzahl von Werkstätten niemand gezwungen selbst zum Inbusschlüssel zu greifen. Dennoch ist es eine weitverbreitete Praxis, Defekte am eigenen Rad selbst anzugehen. So stellte ich mir für den ersten Teil des Buches zunächst die Forschungsfrage:

Was machen Menschen, wenn sie Fahrräder reparieren und was ist daran politisch?

Nach einigen methodischen Versuchen habe ich mich dazu entschieden das Feld anhand meiner eigenen Schrauber-Biografie zu untersuchen. → Methode, S. 41 Der Bericht über meine Entwicklung zum Fahrradschrauber ist mit Einschüben aus sozialwissenschaftlichen Theorien angereichert, die einzelne Aspekte aufgreifen und an Diskurse anschließen. In diesem Einblick in meine individuelle Praxis wird deutlich, dass es wohl keine zwei Schrauber*innen gibt, die beim gleichen Defekt auch gleich vorgehen würden. Jede*r hat andere Werkzeuge zur Hand, andere Erfahrungen gemacht oder einfach andere Freund*innen die gefragt werden können. Die Praxis der Fahrradreparatur durch Amateur*innen ist sehr heterogen. Obwohl alle an der grundsätzlich gleichen Technik arbeiten, werden im Detail die Unterschiede sichtbar. Die Art und Weise, wie eine Reparatur angegangen wird, die Ausstattung, die Fähigkeiten und sogar die Ziele können sehr unterschiedlich sein. Dennoch ist es eine zusammengehörende Praxis. Verbunden durch das Objekt des Fahrrades und den wiederkehrenden Handgriffen und Werkzeugen entsteht ein Netzwerk von Fahrradschrauber*innen mit überschneidendem Wissen und Prinzipien.

Die Reparatur des eigenen Fahrrads steht stellvertretend für andere Reparaturarbeiten oder heimwerkliche Produktionstätigkeiten. Ob ich koche oder im Garten grabe, Kunst herstelle, als Fußballtrainer*in mit Jugendlichen arbeite oder ob ich mich stadtpolitisch engagiere: anhand der detaillierten Beschäftigung mit der spezifischen Praxis der Fahrradreparatur ist ein theoretischer Rahmen entstanden, in den sich auch andere Praktiken einhängen und untersuchen lassen, um sie in ihrer Heterogenität ausleuchten zu können. Im Anschluss an die Autoethnografie widme ich mich dem zweiten Teil der Forschungsfrage: *Was ist daran politisch?* Wie sind die Zuschreibungen zu bewerten, die Reparaturtätigkeiten eine per se politische Komponente zuweisen, auch wenn diese nicht von allen Praktizierenden artikuliert wird?

Wir müssen über Qualität von Partizipation sprechen

Nachdem die Fahrradarbeit abgeschlossen war, habe ich meine Erkenntnisse zu produktiven Amateur*innenpraktiken auf das Engagement in der Stadtentwicklung übertragen. Das war so nicht geplant, aber hat sich als nächster Schritt angeboten. Hier spielten auch meine Erfahrungen aus der Praxis in einem Büro für partizipative Planungsprozesse hinein. Ich habe festgestellt, dass Verantwortliche in der Politik, der Planung und der Verwaltung oft einfach sich selbst meinen, wenn sie sagen: »Wir machen Partizipation!« Das eigentliche Subjekt von Bürger*innenbeteiligung, die aktive Bürger*in, wird gar nicht richtig mitgedacht. Daher ergab sich die Forschungsfrage:

Was machen Menschen, wenn sie sich beteiligen?

Dafür habe ich sechs Personen interviewt, die sich auf ganz verschiedene Arten in der Stadtentwicklung in Berlin einmischen. Mein Sampling beschränkt sich auf ein konkretes Stadtquartier in Berlin, während die Tätigkeiten der Befragten sehr vielseitig waren: sie reichten von Urban Gardening oder Aktivismus für mehr Ate-lierräume und Wohnen für Geflüchtete über Mitwirkung im Nachbarschaftsverein bis zu unregelmäßigem situativem Engagement. Ich bin durch meine Gespräche dazu übergegangen vom *Mitwirken* oder *Mitmachen an der Stadtentwicklung* zu sprechen. Noch vor dem ersten Interview sagte mir mein Gesprächspartner, dass er das Wort Partizipation nicht mag, weil er sich damit nicht identifizieren kann. Diese Arbeit versucht weniger eine Definition von Partizipation oder Bürger*innenbeteiligung zu erarbeiten als aufzuzeigen, welche diverse Praktiken die aktiven Bürger*innen darunter verstehen. Ebenso wie das Reparieren ist auch das Engagement sehr heterogen. Menschen bringen sich dort ein, wo sie spüren, dass sie *wirksam* werden können. Sehen sie keinen Sinn in einem Treffen oder einer Aktion, dann suchen sie andere Wege, denn schließlich sind sie niemandem verpflichtet. Ihre Einschätzungen sind von ihren individuellen Beteiligungsbiografien abhängig. Sie sind geprägt von positiven Erlebnissen und Frusterfahrungen. Dieses subjektive und relationale Verständnis von Partizipation zieht sich durch alle Interviews und stellt eine zentrale Erkenntnis der Arbeit dar.

Weigern sich die Verantwortlichen die Perspektive der Teilnehmer*innen an ihren Beteiligungsangeboten mitzudenken, laufen sie Gefahr, Menschen nur um des Labels der Beteiligung willen in Prozesse einzubeziehen. Dies könnte man als *Participation Washing* bezeichnen. Schlecht durchgeführte Veranstaltungen oder aufwendige Beteiligungsevents deren Ergebnisse dann in der Schublade verschwinden, produzieren Frusterfahrungen und unterwandern spätere Angebote zur Mitwirkung (Klafft 2025). Daher fände ich es wichtig mehr über die Qualität von Beteiligungsprozessen zu sprechen und sich dafür intensiv mit der Perspek-

tive der sich Beteiligten selbst auseinanderzusetzen. Die Mitmacharbeit bietet dafür Anknüpfungspunkte, indem sie sichtbar macht, was die Bürger*innen über ihr Engagement denken und was sie antreibt.

Vom Machen, vom Zusammenarbeiten und von der Stadt — Warum gehören die beiden Texte inhaltlich zusammen?

Haben Fahrradreparatur und Mitmachen genug miteinander gemein, dass sie in einem Buch bearbeitet werden können? Ich würde sagen, die beiden Themen liegen in einem gemeinsamen Spannungsfeld. Bei beiden Praktiken fokussiere ich die freizeitliche und nicht die professionelle Ausübung der Tätigkeiten, sodass sie sich gut als Amateur*innenpraktiken im Sinne Hennions untersuchen lassen. Allerdings gibt es einen grundsätzlichen Unterschied: das Reparieren von Fahrrädern ist zumindest potenziell eine individuelle Tätigkeit, während das Mitmachen in der Stadt notwendigerweise im Kollektiv geschieht. Die Kollektive des Reparierens sind eher Wissenskollektive, die sich untereinander austauschen und sich manchmal helfen. Ein Fahrrad kann man letztlich immer nur allein fahren. Die Stadt erfordert die Aushandlung einer gemeinsamen Nutzung, um Koexistenz überhaupt zu ermöglichen. Niemand wird versuchen mir vorzuschreiben, wie mein Fahrrad auszusehen hat, solange ich mich an die Straßenverkehrsordnung halte. Aber ich bin sofort in einem Konflikt mit anderen, wenn ich mir öffentlichen Raum aneigne.

Zudem sind beide Themen Teil eines größer gefassten Diskurses zu Care-Arbeit. Dieser bewegt sich über das Spektrum der häuslichen Sorgearbeit hinaus hin zu anderen Pflögetätigkeiten (Zibell 2022a: 80ff). Die Reparatur von Fahrrädern ist, insbesondere, wenn es um die Vermeidung von Neuteilen geht, die Pflege von Bestehendem, also per Definition Pflögearbeit (Jaeger-Erben/Hielscher 2022: 99ff). Doch auch die basisdemokratische Teilhabe an der Stadt, an der gebauten Umwelt und am öffentlichen Raum wurde schon früh im Kontext von feministischen Stadtdebatten als Care-Arbeit diskutiert (Zibell 2022b). Bereits in den 1970er und 1980er-Jahren wurde mehr Beschäftigung mit dem Bestand gefordert und dem Tabula rasa der Nachkriegsmodeerne entgegengetreten (Holm 2023). Dabei ging es immer auch um die Achtsamkeit für soziale Strukturen. Um die vielfältigen Perspektiven und Lebenswelten in die Analyse des Ist-Zustandes mit einbeziehen zu können, ist Partizipation ein wichtiges Werkzeug der »behutsamen Stadterneuerung« (Holm 2023). Das wachsende Bewusstsein für die ökologischen Kollateralschäden der Bauwirtschaft und die daher notwendige Beschäftigung mit dem Bestand, verstärken jedoch auch in der Stadtentwicklung den Fokus auf die materielle Komponente der Care-Arbeit und der Stadtreparatur (ARCH+ 2023).

Im Laufe der Mitmacharbeit tauchte ich tiefer in die Bücher von Richard Sennett ein, die ich davor noch nicht beachtet hatte. Einigermmaßen überrascht stellte

ich fest, dass sich der Spannungsbogen meiner Forschung dort genauso wiederfindet. Seine Bücher *Handwerk*, *Zusammenarbeit* und *Die offene Stadt* waren von vornherein als Trilogie angelegt (Sennett 2008, 2012, 2018).

Ich bezeichne diese drei Bücher als das »Homo-Faber-Projekt«, im Blick auf die alte Vorstellung, wonach der Mensch sein Leben und sich selbst durch konkretes praktisches Handeln erschafft. Ich möchte zeigen, wie die Menschen persönliche Anstrengung, soziale Beziehungen und physische Umwelt gestalten. (Sennett 2012: 11)

Sennett zieht einen Faden vom praktischen Werken zur Stadtgesellschaft. Mein Weg vom handwerklichen Reparieren zum kollektiven Handeln in der Stadt ist dem sehr ähnlich und das ist kein Zufall. Handwerk oder Do it Yourself stellen eine individuelle Ermächtigung gegenüber der materiellen Welt dar. Die kollektive Zusammenarbeit ist die Grundlage von demokratischer Gesellschaftlichkeit. In der offenen Stadt kommt beides zusammen. Sie ist nicht nur Voraussetzung für die kollektive Ermächtigung gegenüber der materiellen Welt, sondern gleichzeitig ihr Ergebnis. Die offene Stadt baut auf der Zusammenarbeit der Vielen auf und bietet doch Raum für Individuen sich selbst in ihr wiederzufinden, ohne allein zu sein.

Kooperation dient als Schmierstoff für jene Maschinerie, mit deren Hilfe wir es schaffen, dass Dinge getan werden, und indem wir uns mit anderen Menschen zusammentun, können wir individuelle Mängel ausgleichen. (Sennett 2012: 9)

Diese Parallele zu Sennetts Arbeit bestärkt mich darin, in der Kombination beider Texte, wichtige Erkenntnisse für unser Zusammenleben zu sehen. Der körperlich spürbare, aktiv anpackende Aspekt, verknüpft mit der Kooperation ist ein Schlüssel zur Stadt von Morgen. Die Gesellschaft wird körperlich spürbar. Sie wird durch Einzelne verändert, aber nur durch das gemeinsame Agieren entsteht daraus Stadt. → Stadt, S. 160 Ob es das Schrauben und Basteln ist oder die Einmischung in die Stadt: diese Möglichkeiten der Selbstwirksamkeit stärken die individuelle Weltbeziehung (Rosa 2019: 269ff). Auf diesem Weg, auf dem durch eigenes Handeln die Beziehung zur Welt hergestellt wird, liegt ein Teil der Antwort, was Menschen dazu motiviert, mitzuwirken.

Auf der Suche nach einer inneren Aufregung — Was verbindet die beiden Texte auf einer theoretischen Ebene?

Es scheint eine Art Zauber zu sein, der die Menschen dazu bringt, sich freiwillig, unbezahlt und gegen Widerstände in Projekte zu stürzen, die mal mehr, mal weniger aussichtsreich erscheinen. Hennion spricht von *sur-prise*, etwas mysti-

schem, das bei Amateur*innen entsteht, wenn sie tief in Tätigkeiten versinken (Hennion 2015: 50). Hartmut Rosa beschreibt diesen Zauber als Resonanz, als körperlich spürbare Verbundenheit mit der Welt. Ähnlich wie bei der physikalischen Kopplung von Schwingungen entsteht auch im Sozialen eine Wechselwirkung zwischen Subjekten beziehungsweise Subjekten und Objekten. Wenn wir andere berühren und uns von anderen berühren lassen, kann ein »vibrierender Draht« zwischen uns entstehen (Rosa 2019: 24). Diese Verbindung zu spüren, zeigt uns, dass wir eine eigene Wirksamkeit in der Welt haben. Die Abwesenheit dieser Rückkopplungen nennt Rosa Entfremdung. Wenn wir nicht verstehen, was um uns herum geschieht, keine Verbindung spüren und uns selbst nicht als Teil von etwas wahrnehmen, sind wir von der Welt entkoppelt und isoliert. Um den Zauber der produktiven Amateur*innen zu verstehen, müssen wir noch etwas tiefer in die Resonanztheorie einsteigen. Rosa benennt drei Resonanzachsen, entlang derer sich Resonanzen entwickeln können (Rosa 2019: 331ff):

- horizontale Resonanzachse: Resonanz mit Mitmenschen
- diagonale Resonanzachse: Resonanz mit Dingen
- vertikale Resonanzachse: Resonanz mit der Welt als Ganzem

Während bei der Fahrradreparatur die diagonale Resonanzachse im Fokus steht, gerät beim Engagement in der Stadt auch die horizontale Achse in Vibration. Bei genauerer Betrachtung fällt zudem auf, dass in beiden Tätigkeiten eine Vorstellung von einer Welt als Ganzes mitschwingt. Im eigenständigen Reparieren steckt das Bild einer nachhaltig organisierten Welt, in der die Dinge nicht zu Müll werden sollen, sobald einzelne Komponenten versagen. Die Dinge sollten den Menschen dienen und nicht andersherum. Ivan Illich nennt diese Objekte *tools for conviviality* (Illich 1980). → [Black Boxes, S. 108](#) Im gemeinsamen Mitwirken in der Stadt schwingt die Vorstellung einer basisdemokratischen Gesellschaft mit, in der durch das gemeinsame Handeln die Umwelt geformt wird. Luc Boltanski und Laurent Thévenot beschreiben in *Über die Rechtfertigung* die staatsbürgerliche Welt (Boltanski/Thévenot 2014: 254ff). Damit beschreiben sie das Grundverständnis der Gesellschaft als eine gemeinschaftlich getragene Struktur, in der auch das Mitmachen in der Stadt sinnhaft wird. Sowohl Illich mit dem Begriff der Konvivialität⁵ als auch Sennett, stellen eine Verbindung zwischen Handwerk und Reparatur auf der einen und der demokratischen Gesellschaft auf der anderen Seite her. Die vertikalen Resonanz-

5 Im konvivialistischen Manifest wird der Begriff Konvivialität als Kunst des Zusammenlebens definiert (Les Convivialistes 2014: 47). Der Wortstamm kommt vom lateinischen *con vivere*, was als *mit(einander) leben* übersetzt werden kann. Daraus hat sich der Konvivialismus als eine Denkströmung des Postwachstumsdiskurses entwickelt.

achsen zum Thema Reparatur und Engagement in der Stadt sind eng miteinander verwandt, wie Sennett es in *Die offene Stadt* formuliert:

Wie im Handwerk ist eine gut gebaute Umwelt eine, die sich reparieren lässt.
(Sennett 2018: 353)

Man könnte sagen, die offene Stadt ist eine veränderbare, eine reparierbare Stadt und ihre Handwerker*innen sind die Bewohner*innen und Nutzer*innen. Wenn sie den vibrierenden Draht der Resonanz zwischen sich, den Nachbar*innen und der Stadt spüren, erwächst aus dem dezentralen Engagement die demokratische Gesellschaft.

Die Leser*in als aktive Produzent*in von Sinn — Was verbindet die Texte in ihrer Darstellung?

Es war mir wichtig, dass das Buch trotz seiner wissenschaftlichen Tiefe gut lesbar ist. Akademische Texte fokussieren meist auf die präzise und akkurate sprachliche Darstellung der Erkenntnisse. Doch jede*r weiß, dass solche Texte oft nicht einfach zu verstehen sind. Gerade in Anbetracht des Forschungsthemas der Amateur*innen – einer Akteursgruppe, bei denen nicht die professionelle oder akademische Ausbildung im Vordergrund steht – scheint es angebracht, dieses auf Präzision fokussierte wissenschaftliche Schreiben zu hinterfragen. Der Text soll Resonanzmomente beim Lesen befördern und nicht sprachlich ausgrenzen. Dafür muss er verschiedene Leser*innen auch unterschiedlich ansprechen.

Zu diesem Zweck muss ich meine Herangehensweise, meinen Zugang zum Feld, meine Überlegungen zur Forschungsmethodik und meine Zweifel offen darlegen. Diese Ausführungen fehlen meist in wissenschaftlichen Arbeiten. Schon wegen der sehr persönlichen Vorgehensweise der Autoethnografie in der Fahrradarbeit, aber auch aus der Logik der Grounded Theory heraus, war es erforderlich die Vorüberlegungen zu erläutern. Der Text transportiert nicht nur meine Erkenntnisse, sondern macht meine subjektive Erkenntnisreise nachvollziehbar.

Doch auch über die Herangehensweise hinaus bleiben beide Arbeiten – wie jede wissenschaftliche Untersuchung – subjektiv (Latour 1987). Meine Schlussfolgerungen, Verbindungslinien und Bezugnahmen habe ich gründlich durchdacht und fundiert, aber sie sind keineswegs die objektiv einzigen möglichen Wege zur Reflexion. Sie können von den Lesenden hinterfragt, angenommen oder abgelehnt werden. Ich möchte die Leser*in und ihr eigenes Urteilsvermögen ernst nehmen. Aus diesem Grund stelle ich die theoretischen Ausführungen, die ich aus verschiedensten Texten zu meinen Themen zusammengetragen habe und die empirischen Narrative, denen ich im Feld begegnete, getrennt voneinander zur Verfügung. Durch die offene Nebeneinanderstellung biete ich meine Kontextualisierung als

Analyse an. Das bedeutet nicht, dass dem auch gefolgt werden muss. Durch die unterschiedliche Formatierung sind die Abschnitte klar zu erkennen, sodass einzelne Ausführungen einfach übersprungen werden können. Zudem verweisen Pfeile → auf Abschnitte, die an anderer Stelle den Aspekt aufgreifen und weiterführen. Der subjektive Zugang der Lesenden rückt in den Vordergrund, wenn sie sich entschließen, nur die Aspekte zu lesen, die ihrem Erkenntnisinteresse dienen. Ich hoffe, dass sich die erwünschte Flexibilität auch erfüllt und sich das Buch jeder Leser*in anders öffnet. Niemand soll sich an meine Sortierung halten müssen. Vielmehr soll es Leser*innen da fesseln, wo sie tiefer eintauchen möchten!

So verbindet beide Teile schließlich auch ihre Darstellung, wobei sie sich inverteert gegenüberstehen. Die Empirie wird jeweils in eher narrativer Form und in alltäglicher Sprache präsentiert. In der Fahrradarbeit ist es der autoethnografische Fließtext, der ohne wissenschaftliche Bezüge erläutert, was mir an der Tätigkeit wichtig und berichtenswert erscheint. In diesen Textfluss sind theoretische Exkurse in grauen Boxen eingeschoben. In der Mitmacharbeit sind es die theoretischen Ausführungen, die von anekdotischen Auszügen aus den Interviews unterbrochen werden. Dabei ist das Prinzip der Einschübe einem historischen Roman entlehnt: in den *Lebensansichten des Katers Murr nebst fragmentarischer Biographie des Kapellmeisters Johannes Kreisler in zufälligen Makulaturblättern* von E.T.A. Hoffmann wechselt der Text zwischen der Perspektive des Katers und der eines Freundes seines Besitzers (Hoffmann 1968). Werden die Einschübe aus der Menschenwelt übersprungen, kann man den Ausführungen des Katers in einem fort folgen. Ebenso können beim ersten Teil das autoethnografische Narrativ und beim zweiten Teil die theoretischen Erläuterungen hintereinander weggelesen werden.

Beide Arbeiten trägt die Überzeugung, dass ein Buch nach dem Schreiben nicht fertig ist, sondern erst durch das Lesen vervollständigt wird. In dem Moment, wo Sie als Leser*in das Buch in den Händen halten, geht die Erkenntnisreise bei Ihnen weiter. Und schließlich soll das Buch offen für all diejenigen sein, die nur reinschauen, einzelne Stellen lesen, vielleicht finden, was sie suchen und das Buch wieder weglegen; ich weiß, dass es Euch gibt.

Was dieser Text nicht (gut) kann

Ich möchte zum Abschluss meiner einleitenden Worte auch anführen, dass ich mir über einige Schwächen meiner Forschung im Klaren bin. Das ist keine Verteidigung oder Rechtfertigung. Ich will nicht sagen, dass ich es nur besser hätte machen müssen, um diese Schwächen beheben zu können. Sie sind zum Teil meiner individuellen Perspektive samt meiner blinden Flecken geschuldet, teils resultieren sie aus dem Fokus der Forschung oder der Struktur der herangezogenen Theorien. Eine vollständige Liste aller Schwächen dieses Buches zu liefern, ist mir

sicher nicht möglich oder ich erkenne sie womöglich gar nicht. Dennoch möchte ich hier drei Schwächen bzw. blinde Flecken anführen, da sie aus der Struktur meiner Arbeit heraus entstanden sind.

Aspekte des Geschlechts im Sinne von *Gender* werden als kulturelle Prägungen erlernt und verinnerlicht. Um es klar zu sagen: es gibt weder für das Reparieren von Fahrrädern noch für das Mitwirken in der Stadt körperlich bedingte Vor- oder Nachteile, die durch das Geschlecht bedingt sind. Dennoch sind beide Praktiken von geschlechtsspezifischen Zuschreibungen überlagert. Nach Hennion sind sie als Teil der durch das Kollektiv vermittelten Werte und Sichtweisen zu deuten. Sie gehen aber in dieser Perspektive etwas unter, was ihrer Bedeutung in unserer Kultur nicht gerecht wird. Mit Bourdieu lässt sich Geschmack mit der sozialen Herkunft und dem gelernten Habitus erklären. Dem widerspricht Hennion, indem er das *Schmecken* als aktive individuelle Praxis betont (Hennion 2005: 1). Das darf jedoch nicht dazu führen, dass diese Themen übersehen werden. Leider führte bei mir auch die Methode der Autoethnografie zusätzlich zu einer Blindheit für Genderaspekte. Ich spürte als Mann die Relevanz des Themas nicht in meiner eigenen Schrauberbiografie, sodass ich diesen Punkt nicht eigenständig in die Untersuchung aufgenommen habe. Schraubende Frauen und nicht-binäre Personen kommen kaum umhin sich mit Geschlechterwartungen auseinanderzusetzen. Sie werden regelmäßig damit konfrontiert (Gräff 2025; Michalik 2018). Ich musste erst von außen auf diese Leerstelle in meiner Arbeit hingewiesen werden. Das zeigt zum einen, wie wichtig es ist, gerade als männlich sozialisierter Forscher auf Genderaspekte in der Forschung und im Feld zu achten. Andererseits zeigt es auch die Schwächen der Autoethnografie auf. Sie ist ein gutes methodisches Werkzeug, um für komplexe Themen zu sensibilisieren, aber es bringt die Forscher*in kaum zu relevanten Faktoren, die außerhalb ihres eigenen Wahrnehmungsfeldes liegen.

Ähnlich verhält es sich mit der Frage von *Klasse* und ökonomischen Ressourcen. Natürlich sind diese, ebenso wie Genderaspekte, prägend für Amateur*innenpraktiken. Nur Menschen mit ausreichend Wohlstand können Zeit in Hobbys investieren. Meine Entscheidung, die theoretische Brille von Hennion zu nutzen war dabei implizit eine Entscheidung gegen den Fokus auf Klasse. Bourdieu hat in vielen seiner Studien relevante Hinweise auf die Abhängigkeit von Geschmack und Klasse gefunden, denen ich kaum widersprechen möchte. Hennion hat sich als französischer Soziologe der Generation nach Bourdieu hier jedoch explizit abgrenzen wollen und formuliert seine Amateur*innentheorie ausdrücklich als Gegenentwurf zu Bourdieu. Seines Erachtens ist die sozialdeterministische Perspektive Boudieus so dominant geworden, dass die Vorlieben von Amateur*innen nur noch als soziale Anzeiger für Herkunft und Sozialisation gedeutet werden. Um die Passionen wieder als aktive Entscheidungen von handelnden Individuen zu analysieren muss die Soziologie die klassischen sozialen Fragen bewusst ausklammern. Sie muss die Amateur*in *entsoziologisieren*, um die Praxis überhaupt betrachten zu können.

The challenge of the analysis is growing: the idea is to explain the amateur's attachments, tastes, ways of acting and pleasures, as an activity in its own right and an elaborate competence, capable of self-criticism - instead of seeing it only as the passive play of social differentiation. The latter view is now generalized to the point where amateurs often present their own tastes exclusively as pure social signals, determined by their origin, that they know to be relative and historical, pretexts for diverse rituals - and, paradoxically, it is the sociologist who must »de-sociologize« the amateur for her/him to talk about her/his pleasure, or the amazing techniques she/he develops to (sometimes) attain felicity. (Hennion 2005: 4)

Hennion hat sich also seine Blindheit für die omnipräsente Frage von Klasse und sozialem Status selbst auferlegt, um an seinen Forschungsschwerpunkt der individuellen Passion herankommen zu können. Klasse und Gender wirken aber auch auf der materiellen Ebene auf die Amateur*innen ein. In der Fahrradwelt gibt es viel mehr Gegenstände, die explizit für Männer hergestellt werden. Das Fahrrad, insbesondere als Sportgerät, wird teilweise als *männliches* Life-Style-Produkt betrachtet. Mit den steigenden Preisen für Rennräder und E-Bikes wird das Fahrrad zudem immer mehr zu einem Anzeiger sozialer Distinktion. Ebenso werden Werkstätten als *männliche* Orte gelesen, was soweit geht, dass Frauen in Werkstätten übersehen oder nach dem (männlichen) Chef gefragt werden (Gräff 2025). Ich würde den Ursprung dieser Asymmetrie aber klar in der kulturellen Konnotation des Radsports und des Schraubens als *männliche* Tätigkeiten verorten. In den materiellen Voraussetzungen sehe ich keine geschlechtsspezifische Limitation. Dafür spricht auch, dass sich diese Asymmetrie in meiner Wahrnehmung auch in (langsamer) Auflösung befindet und immer mehr nicht männlich sozialisierte Personen das Radfahren und das Reparieren als Selbstverständlichkeit betrachten. Ganz ähnlich verhält es sich in der Stadtplanung. Die männliche Konnotation ist der Dominanz des Patriachats in Planung und Politik geschuldet. Wohlhabende Männer haben ungleich mehr Zugänge zu politischen Entscheidungen. Dass es Räume und Teiligungsstrukturen gibt, die sowohl gender- als auch klassenbezogene Ausgrenzungen reproduzieren, ist eine Folge des Patriarchats und keineswegs bei den beteiligten Personen zu suchen.

Die dritte und schwerwiegendste Schwäche dieses Buches ist sein *Eurozentrismus*. Das Vorhandensein freier Zeit – die Grundlage meiner Forschungsperspektive – ist ein westliches Wohlstandsphänomen. Es ist der postkolonialen Verteilung von Macht und Kapital geschuldet, dass es in der westlichen Welt Dinge im Überfluss gibt, die man aus Passion reparieren kann, ohne auf sie angewiesen zu sein, während in anderen Teilen der Welt, wo diese Gegenstände oftmals hergestellt wurden, kapitalistische Ausbeutung keine Luft für individuelle Freizeit lässt. Ebenso sind die untersuchten Infrastrukturen, Kulturen und Diskurse

des Mitmachens und des politischen Reparierens westliche Phänomene. Hinzu kommt, dass mein persönlicher Blick ein dezidiert mitteleuropäischer ist. Es bräuchte längere Aufenthalte in anderen Kulturkreisen, um diesen Blick zu erweitern. Daher muss ich zum einen konstatieren, dass das Buch außerhalb Europas vermutlich nutzlos ist, zum anderen, dass ich zur drängenden Debatte der globalen Ausbeutung, die auch mich emotional berührt, nichts beizutragen habe.

Ich konnte in diesem Buch nicht allen drei Schwächen Rechnung tragen. Während ich versucht habe den Gender-Aspekt aufzunehmen, auch wenn dieser eine zentralere Stellung verdient hätte, bleibt das fehlende Klassenbewusstsein Hennions auch meine Leerstelle. Ich teile jedoch mit Hennion die Befürchtung, dass der ökonomische Aspekt allzu schnell alle anderen feinen Unterschiede überdeckt und somit leider für die selbst gewählten Passionen der Amateur*innen blind macht. Den Eurozentrismus kann ich nicht aus mir heraus ablegen, insbesondere in Bezug auf derart kulturell geprägte Praktiken. Es wäre wünschenswert, wenn hier ein Austausch zwischen Wissenschaftler*innen aller Kontinente entstehen könnte, der meine Perspektive in einen größeren Zusammenhang stellt.

Und falls sich jemand erhofft hat in diesem Buch zu lernen, wie man sein Fahrrad reparieren kann, muss ich da leider ebenfalls enttäuschen. An meiner verworrenen jahrzehntelangen Reise zum Fahrradschrauber sollte man sich eher kein Beispiel nehmen, wenn das Fahrrad schon kaputt ist und schnell repariert werden muss.